

„Wir können jetzt nicht aufräumen, wir müssen noch arbeiten.“

Das Recht der Kinder auf ihre eigene Ordnung

Vater: „Wenn dein Malkasten da steht, wo er hingehört, wo ist er dann?“

Tochter: „Hier am Rand dieses Regals.“

Vater: „Na gut, und was ist, wenn er irgendwo anders steht?“

Tochter: „Nein, das wäre unordentlich.“

Vater: „Was ist mit der anderen Seite des Regals, hier? So etwa?“

Tochter: „Nein, da gehört er nicht hin, und überhaupt müsste er *gerade* stehen, nicht so schief, wie du ihn hingestellt hast.“

Vater: „Oh – an der richtigen Stelle *und gerade*.“ Tochter: „Ja.“

Vater: „Das heißt also, dass es nur sehr wenige Stellen gibt, die für deinen Malkasten ‚ordentlich‘ sind, aber unendlich viele, die du unordentlich nennst.“

Wenn es ungleich mehr Möglichkeiten des Durcheinanders gibt, denn wo könnte der Malkasten überall „rumstehen“, als solche, die wir für ordentlich halten, ist es mit der Ordnung schwierig. Außerdem kommen „meine Sachen in ein schlimmeres Durcheinander, wenn jemand anderes als ich sie anfasst“. Man muss also auf die eigene Ordnung aufpassen und darauf, dass sie niemand *anderes* in Unordnung bringt.

Vater: „Wenn Mami deine Sachen aufräumt, weißt du dann, wo du sie findest?“

Tochter: „... Manchmal – weil, siehst du, ich weiß, wo sie sie hinlegt, wenn sie aufräumt.“

Vater: „Ja, ich versuche auch, sie daran zu hindern, meinen Tisch aufzuräumen. Ich bin sicher, dass sie und ich nicht dasselbe unter ‚ordentlich‘ verstehen.“¹

Ordnung unterliegt der Deutungsmacht der Erwachsenen

Ordnung ist halt *immer* eine subjektive Angelegenheit. Wenn deshalb mehrere Ordnungen aufeinandertreffen, gibt es Streit darüber, was als

ordentlich und was als Durcheinander anzusehen ist. Jeder hat seine besondere Vorstellung davon und jedem scheinen die Ordnungen anderer Leute als Durcheinander, wenn sie sich nicht rein zufällig mit der eigenen decken. Wenn verschiedene Menschen längere Zeit gemeinsam einen oder mehrere Räume nutzen, müsste also erst einmal untereinander geklärt werden, wessen Ordnung gelten soll, wie sie aussieht, ob es Bereiche mit verschiedenen Ordnungen geben darf und wie man dabei auch aufeinanderzugehen kann. Und das ist immer wieder notwendig, wenn neue Menschen hinzu kommen.

Eine ein für allemal festgesetzte Ordnung kann es demnach nur geben, wenn irgendjemand die Macht hat zu *bestimmen*, was ordentlich ist. Damit wäre auch gleich verfügt, was unordentlich wäre. Im Kindergarten sind wir gewohnt, es uns damit einfach zu machen. Wir Erwachsenen setzen unsere Deutungsmacht ein und definieren einfach, was „ordentlich“ heißt, führen *unsere* Gründe dafür ins Feld und erhalten Zustimmung bei anderen Erwachsenen, deren Ordnungen ähnlich sind. Als Motive führen wir dabei ins Feld: „Wir müssen doch den Überblick behalten.“ – „Manches Material, manche Dinge und Gegenstände sind *uns* wertvoll und teuer.“ – „Die Unordnung der Kinder halten wir kaum aus. Für *uns* ist das einfach nur Durcheinander, und wir befürchten, dass die Kinder ihr Leben nicht ‚in Ordnung halten‘ können, wenn sie sich nicht jetzt schon an ‚eine gewisse Ordnung‘ (nämlich *unsere*) gewöhnen.“ Außerdem bringen wir noch die Interessen anderer Erwachsener ins Spiel: „Was sollen die Eltern denken?“ – „Es muss doch geputzt werden.“ – „Was wird wohl die Leiterin sagen?“

Mit großer Selbstverständlichkeit werden immer wieder Kinder dazu gezwungen oder bestenfalls genötigt, die Ordnung zu erhalten, die den Bedürfnissen und Vorstellungen Erwachsener entspricht. Dass das nirgendwo klappt und Kinder immer wieder von Neuem zum „Aufräumen“ angehalten werden müssen, führt jedenfalls selten dazu, sich die Sache mit der Ordnung noch einmal gründlich zu überlegen. In der Regel setzt dieser Umstand bloß eine Suche nach Tricks und Kniffen in Gang: Man könnte mit den Kindern dabei singen, man könnte ein „lustiges Spiel“, ein „schönes Ritual“ oder gar ein „gemeinsames Erlebnis“ daraus machen.

Warum fragen Erzieherinnen so selten die Kinder, wenn es Schwierigkeiten gibt? Sie könnten dabei z. B. von der vierjährigen Mara lernen, dass es manchmal einfachere Lösungen gibt als man glaubt. Mara schlägt nämlich vor: „*Ich bestimme auf meine Sachen und du bestimmst auf deine Sachen.*“

Über die Sachen aller müsste dann gemeinsam „bestimmt“ werden. Im Kern schlägt Mara vor, das Thema Ordnung zu einer Beziehungsangelegenheit statt zu einem unumstößlichen Prinzip zu machen. Sie klagt ihr Recht auf eine eigene Ordnung ein. Ordnung wäre demnach etwas, was zwischen Erwachsenen und Kindern sowie unter Kindern immer wieder neu ausgehandelt werden muss. Dabei könnten Interessen und Bedürfnisse sichtbar und zum Maßstab einer Regelung gemacht werden.

Ich habe in verschiedenen Kindertageseinrichtungen dafür nach Beispielen gesucht. Dabei habe ich herausgefunden: Kinder sind eindeutig flexibler im Umgang mit Ordnung als Erwachsene. Sie sind bereit, damit zu experimentieren. Für sie hört ein Spiel nicht damit auf, dass wieder alles weggeräumt wird, sondern damit, dass es fertig ist. Das Wegräumen ist eine Arbeit, die dem Spiel (irgendwann) folgt. Sie suchen – wie Erwachsene – nach Ordnungs-Lösungen, die ihren unterschiedlichen Bedürfnissen und Interessen nicht im Wege stehen. Sie rechnen, kommt der Impuls dazu nicht von Erwachsenen, nicht auf, ob jemand mehr oder weniger aufräumt. Sie akzeptieren vielmehr die unterschiedlichen Ordnungsvorstellungen und können sie gut nebeneinander gelten lassen. Sie sind keine Perfektionisten, sondern stellen Ordnungen dann wieder her, wenn es nötig ist – nicht aus Prinzip.

Und am Rande: Perfekt sind Erwachsene mit ihren eigenen Ordnungsprinzipien nun wirklich auch nicht: Wer legt schon *immer, alles* und *sofort* wieder an seinen Platz? Wer hat nicht auch manchmal selbst *keine Lust zum Aufräumen* und verschiebt es lieber? Wer findet nicht zuweilen, dass erst *„eine gewisse Unordnung“* Gemütlichkeit schafft? Ganz zu schweigen von manchem Regal, für das Erzieherinnen verantwortlich sind, dem Materialraum eines Kindergartens oder der eigenen Handtasche.

Anschließend einige Beispiele dafür, wie Ordnungsvorstellungen Erwachsener und von Kindern mehr oder weniger harmonisch miteinander vereinbar sind.

Beispiel 1: „Na, dann machen wir eben einen Aufräumtag.“

In der Kindertagesstätte Breckenheim in Wiesbaden gibt es in drei Gruppen Holzeinbauten. In einer Kindergartengruppe werden sie selten benutzt. Steffi, die Erzieherin möchte während eines Gruppengesprächs wissen, warum „da keiner hoch geht“. Die Antworten überraschen: „*Da ist doch alles kaputt. Da ist nicht aufgeräumt.*“ Erzieherin und Kinder in-

Lena, Moritz, Marius und Johannes brauchten Platz für ihre Pokémon-Karten. V
sie so teuer sind, haben sie sich außerdem eigene gemacht.

Aus dem Kinderhaus „Bernhard von Baden“ in Frei



spezieren den Ort im Anschluss an das Treffen. Nina, Lena, Svenja und Tim (alle sechs Jahre alt) reservieren sich, kaum oben angekommen, eine Ecke für sich. Die anderen räumen derweil auf und „misten aus“. Es bleiben schließlich übrig: die Bauecke und die neue „Mädchenecke“.

Wochenlang sind Tim und die Mädchen danach damit beschäftigt, Schilder zu schreiben, auf denen „Mädchenecke“ steht, „Betreten verboten“ usw. Sie bringen unentwegt Dinge von zu Hause mit (Mülleimer, Tücher, Luftballons, Tesafilm, Tacker, Locher ...) und räumen auch aus dem übrigen Gruppenraum Dinge und Gegenstände nach oben in ihre Ecke. Öfters arbeiten sie fast den gesamten Tag in ihrer Ecke. Nach drei bis vier Wochen sind Tim und die Mädchen endlich fertig. In ihrer Ecke stapelt sich der „Müll“. Die Erzieherin berichtet, wie schwer es ihr gefallen ist, nicht einfach nach oben zu gehen und wenigstens „das Größte wegzuräumen“. Die Erzieherin „hält das Ganze nur aus“, weil sie sich selbst dort nicht aufhalten muss und die Ecke auch Besucherinnen nicht sofort ins Auge sticht.

Irgendwann interveniert sie dennoch: „Stört euch das nicht, wenn die ganzen Sachen hier rumfliegen?“, fragt sie klagend. „*Die Sachen brauchen wir doch. Wir finden auch alles.*“, antworten die Kinder. Schließlich

lassen sich die Kinder doch wenigstens auf ein Staubsaugen ein und schlagen ihr, „wenn du das nicht aushalten kannst“, einen Aufräumtag vor. Am nächsten Tag wird aufgeräumt und gesaugt, mehr als eine Stunde lang. Wenige Tage danach haben die Kinder ihre alte Ordnung wieder hergestellt. Steffi, die Erzieherin, ist dennoch erleichtert und erstaunt über die Selbstverständlichkeit, mit der sich die Kinder ihr zu Liebe auf ein Aufräumen und damit ihre Ordnung einlassen, wenn sie ansonsten selbstbestimmt handeln dürfen.

Bemerkenswert an diesem Beispiel finde ich, dass

- die Kinder die zuvor von Erzieherinnen hergestellte Ordnung nicht einhalten konnten und deshalb „durcheinander“ brachten,
- die Erzieherin danach abwarten und zusehen konnte, welche Art von Ordnung sich bei den Kindern herstellt,
- die Kinder offensichtlich ihre Sachen selbst in Ordnung fanden,
- ein Nebeneinander und eine Kombination aus „Kinder“- und „Erwachsenen“-Ordnung offensichtlich möglich sind,
- die Erzieherin ihre eigene Sichtweise von Ordnung zwar ins Spiel brachte, aber nicht mit ihrer Deutungsmacht durchsetzte, sondern in einen Dialog über das gegenseitige Ordnungsverständnis eintrat.

2. Beispiel: „Wir können jetzt nicht aufräumen. Wir müssen doch noch arbeiten.“

Im Kindergarten „Am Stadtpark“ in Reinheim haben sich die Kinder der Roten Gruppe daran gemacht, ihren Gruppenraum so einzurichten, wie es ihnen passt. Iris und Rosy, die Erzieherinnen lassen das nicht nur zu, sie dokumentieren, zeigen Interesse und Neugier und passen selbst auf, dass die Ordnung der Kinder nicht „durcheinander“ gerät. Außenstehende, die nicht wissen, was hier passiert, beschleicht bei Betreten des Gruppenraums das Gefühl totaler Unordnung: Mitten auf der Werkbank steht eine große „Falle, die alles fangen kann“. Drumherum kleben Holzstücke, „damit man damit das Holz beim Sägen festhalten kann“. Zwei Regale sind vollkommen leer geräumt und an der Wand verschraubt, damit die Kinder sie als Kletterwand benutzen können. Sie klettern gern auf die hohe Fensterbank und machen es sich dort gemütlich. Die ehemalige Kuschecke ist zur Zeit ebenfalls leer geräumt. „Mal sehen, was die Kinder dort einrichten werden.“, meint eine der beiden Erzieherinnen.

Rosy und Iris, die Erzieherinnen, sind vollkommen gelassen. Sie kennen die Ordnung der Dinge und Möbel in diesem Raum und wissen, wie sie in Abhängigkeit von dem, was die Kinder gerade beschäftigt, entstanden ist. Sie wissen auch um die Bemühungen der Kinder, diese Ordnung aufrecht zu erhalten. Es sei z. B. derzeit unmöglich, der Falle, die alles fangen kann, einen anderen Platz zu geben als gerade den auf der Werkbank mitten im Gruppenraum.

Wenn eine Vertretung kommt, richten sich die Kinder der Roten Gruppe vorübergehend nach deren Vorstellungen, wohl wissend, dass sie ihren eigenen später wieder folgen können. Die Erzieherinnen haben sich in dieser Ordnung ganz gut eingerichtet. Ihr eigenen Sachen werden von den Kindern respektiert und wenn alles mal einer „ordentlichen“ Grundreinigung bedarf, wird eben auch das möglich gemacht. Nur, bei der Arbeit dürfe man die Kinder nicht stören. Der Gruppenraum sei so was wie eine Baustelle, ein Ort an dem gearbeitet, experimentiert, erfunden wird. Dafür ist seine Ordnung außerordentlich gut geeignet, und klar, dass es da schon mal heißen muss: „Ich hab' jetzt keine Zeit zum Wegräumen. Ich muss arbeiten.“

Ich habe hier zum ersten Mal das Gefühl, mich in einem Raum aufzuhalten, den Kinder sich nach und nach selbst eingerichtet haben, in dem sie auch mit der Ordnung gut zurecht kommen, in dem es keiner einzigen Ermahnung oder Zurechtweisung durch Erwachsene bedarf, einfach deshalb, weil die Erzieherinnen auch das Recht der Kinder auf eine eigene Ordnung anerkennen.

Beispiel 3: „Wer Lust hat, räumt ab.“

In einer Gruppe mit großer Altersmischung in der Kindertagesstätte Kellerstraße in Wiesbaden existieren eigentlich keine Ordnungsregeln mehr. Hier gilt so etwas wie eine „Lebensregel“, die lauten könnte: „Wir bemühen uns, auf unsere Sachen aufzupassen.“ Aufräumen, wegräumen, sauber machen, reparieren, das alles sind hier Dinge, die im Alltag ganz konkret und mit denen verhandelt werden, die es wirklich betrifft. Klar, dass der Impuls dazu häufiger von Erwachsenen kommt als von Kindern. Aber die Erzieherinnen setzen im Allgemeinen nichts durch, klagen nicht an, moralisieren nicht. Was einsetzt, sind gegenseitige Klärungsprozesse, und die Erzieherinnen begreifen das auch so. Sie haben nicht das letzte Wort. Schon vor langer Zeit wurde der „Tisch-

dienst“ abgeschafft. Er war immer wieder Anlass zum Streit. Keine Lösungsvariante wurde allen gerecht. Erst die Abschaffung der starren Regelung brachte Entspannung. Nun macht es derjenige, dem es wichtig ist, der Spaß daran hat, der helfen möchte oder es auch mal mürisch tut, weil es notwendig ist. Im Grunde steht jeden Tag die Frage, wer abräumt, neu. Das Meiste aber regelt sich von ganz allein. Und, wer einige Zeit lang den Tischdienst „hasst“, schafft ganz bestimmt zu einer anderen Zeit an anderer Stelle eine andere Ordnung.

Beispiel 4: „Was hast du aufgeräumt?“

Ich selbst war jahrelang zuständig für die Holzwerkstatt in meiner Einrichtung. Immer wieder lagen dort Hämmer, Sägen, Feilen etc. „herum“. Das war nervig und ärgerlich. Ich hatte so schöne Plakate erstellt, auf denen mit Hilfe von Fotos zu sehen war, was wohin kommt. Alles war doppelt gekennzeichnet: mit Schrift und Bild. Viele Gedanken hatte ich mir gemacht, wie eine Holzwerkstatt am besten einzurichten ist, und dann immer wieder die mangelnde Würdigung meiner Bemühungen durch die Kinder erlebt. Bis ich eines Tages auf den Dreh kam. Ich beobachtete die Kinder und stellte fest: (Fast) jedes Kind räumte *irgend-etwas* weg, bevor es die Holzwerkstatt verließ. Die wenigen, die das nicht taten, hatten gute Gründe dafür: Sie wurden überraschend abgeholt, kamen in Streit mit anderen etc. Ich stellte mein Verhalten um: Statt mich bisher detektivisch und fast immer vergeblich auf die Suche nach den Schuldigen zu machen, begann ich die Kinder zu fragen: „Was hast du aufgeräumt, als du die Holzwerkstatt verlassen hast.“ Fast immer konnten sie etwas angeben. In den selten Fällen, wo das nicht so war, wurde rasch eine Lösung gefunden: „Ich geh' nachher noch mal rein.“ – „Oh, das mach' ich gleich.“ usw. Nie mehr hörte ich: „Ich war's nicht!“ Der Gewinn war enorm: Gelassenheit und Zutrauen, anstelle von Stress und Misstrauen. Deswegen fiel es mir leicht, den Rest, das nämlich, was ich als Grundordnung ansah, ab jetzt einfach selbst zu besorgen.

Lothar Klein ist Diplom-Pädagoge und freiberuflicher Fortbildner und Autor.

Anmerkungen

¹ Gregory Bateson: Ökologie des Geistes. Frankfurt a. M. 1981, S. 32 f.

Der Artikel erschien zuerst in TPS Heft 10/2002.

Lothar Klein

Wann ein Brückenbauer Mittagspause macht

Tages- und Zeitabläufe dem kindlichen Rhythmus anpassen

*Bevor Olaf Grunnholm die Brücke über den hellgrünen, reißenden Fluss Tra-Um vollenden kann, wird er verschleppt. Als er nach langer Zeit zum Brückenbau zurückkehren darf, hat er das Geheimnis des Brückenbaus vergessen. Die Brücke über den hellgrünen, reißenden Fluss Tra-Um wird nie mehr zu Ende gebaut!*¹

So lautet der erste Teil eines Gedichtes mit dem Titel „Der Spinatesser“ von J. Reding. Und im zweiten Teil heißt es lapidar: „Olaf Grunnholm ist drei Jahre alt. Man hat ihn von seinen Bausteinen zum Spinatessen geholt. Es stehen viele halbfertige Brücken am hellgrünen, reißenden Fluss Tra-Um.“² Das klingt ziemlich anklagend, fast schon resignierend, so, als sei Olafs Kindheit schon verdorben; fast spürt man den Aufruf an die Erwachsenen, sich doch endlich an die Bedürfnisse der Kinder anzupassen. Sicher, Kinder sollen auch erleben, dass es Zeitabläufe gibt, die man sich nicht immer nach persönlichen Bedürfnissen einrichten kann. Klar, das Leben schreibt auch Unterordnung unter sinnvolle Strukturen vor. Und, es ist auch nicht so furchtbar tragisch, dass Olaf Grunnholms Brücke nicht zu Ende gebaut wird. Vielleicht wagt er ja einen zweiten Versuch. Ich möchte also nicht der bloßen Bedürfnisorientierung das Wort reden.

Es ist die Art und Weise, wie Erwachsene einfach über Olaf Grunnholms Weltansicht und Erlebniswelt hinweg gehen. Sie nehmen sie schlicht überhaupt nicht wahr. Für sie handelt es sich um Bausteine, Spielzeug also, Unwichtiges, eine Tätigkeit, die man *natürlich* einfach unterbrechen kann, vielleicht sogar von Worten begleitet wie: „Macht doch nichts! Kannst ja nachher weiterspielen!“ Spiel ist nicht so wichtig wie der Ernst des Lebens, z. B. das Essen, die Arbeitszeiten von Küchenfrauen, das pädagogische Ziel, dass am Tisch und mit Sitte gegessen wird usw. Erwachsene nehmen nicht wahr, dass Olaf einer *ernsthaften* Tätigkeit nachgeht. Er baut und konstruiert Brücken! Er stellt sich einen reißenden